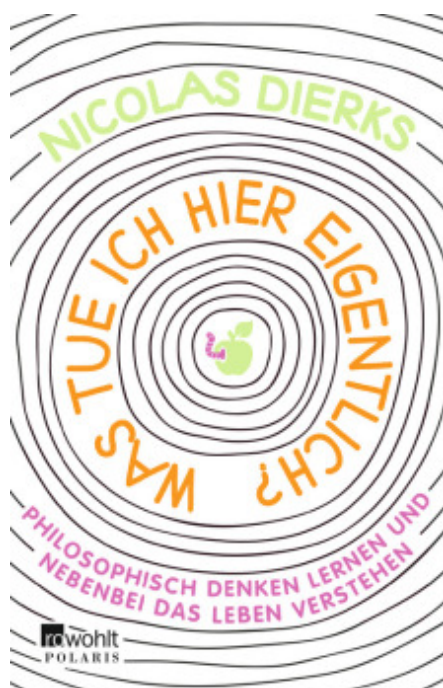


Leseprobe aus:

Nicolas Dierks

Was tue ich hier eigentlich?



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Nicolas Dierks

Was tue ich hier eigentlich?

Philosophisch denken lernen und
nebenbei das Leben verstehen

Rowohlt Polaris

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, September 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

(Umschlagabbildung: FinePic, München)

Innentypografie Daniel Sauthoff

Satz Andada PostScript (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 62861 0

Für Kirstin

Inhalt

Vorwort SEITE 9

**1 Selbsterfindung 4.0 –
Wie will ich eigentlich leben?** SEITE 15

**2 Mit dem Navi durchs Leben –
Wie viel Religion will ich?** SEITE 43

**3 Im Labyrinth der Lebenswelten –
Wessen Traum lebe ich?** SEITE 73

**4 Im Strudel des Zweifels –
Was weiß ich wirklich?** SEITE 99

**5 Im Rausch der Ratschläge –
Wie höre ich auf mich selbst?** SEITE 129

**6 Die Wirren des Wandels –
Wie bleibe ich dieselbe Person?** SEITE 149

**7 Die Oase der Illusion –
Wie aufrichtig will ich zu mir sein?** SEITE 169

**8 Weckruf zur Weisheit –
Wie will ich gelebt haben?** SEITE 193

**9 Warum brauchen wir andere,
um wir selbst zu sein?** SEITE 217

Zur weiteren Lektüre SEITE 233



Vorwort

«Philosophisch denken lernen und nebenbei das Leben verstehen» – soll das wirklich so einfach sein? Und dann noch *nebenbei*, ohne Anstrengung, quasi *en passant*? Das wäre eine Sensation – oder ist die Formulierung reine Verkaufsmasche? So oder ähnlich haben Sie vielleicht gedacht, als Sie den Untertitel dieses Buches gelesen haben.

Die Formulierung ist jedoch weder philosophischem Größenwahn noch einer Marketingstrategie geschuldet, sondern sie soll die Richtung des Buches andeuten: Ich möchte das «Verstehen des Lebens» aus dem philosophischen Elfenbeinturm holen und mit Hilfe der «großen Denker» zum eigenen Nachdenken und Umdenken im Alltag anregen. Denn wir versuchen alle, uns und unser Leben besser zu verstehen – auch wenn wir natürlich wissen, dass wir es nie ein für alle Mal verstanden haben werden.

Es gibt Momente, in denen wir unser Leben durchschauen, in denen wir den Durchblick haben und deshalb besser entscheiden können; in denen unser Handeln für uns Sinn ergibt und wir die passende Antwort auf die Ansprüche finden, die das Leben an uns stellt. Doch wie in Hollywoodfilmen gilt auch hier: Das Happy End ist erst der Anfang eines neuen Lebensabschnitts. Die Umstände, in denen wir leben, ändern sich, alte Kriterien sind in neuen Phasen plötzlich nicht mehr hilfreich, und wir müssen uns ein neues Verständnis für die Situation erarbeiten. Und wer kann das in der heutigen Zeit, mit Beruf, Familie und Freundeskreis, anders bewerkstelligen als nebenbei?

Ich halte es für außerordentlich nützlich, das «Nebenbei-Philosophieren» zu etablieren, um regelmäßig die konkreten Entscheidungen des Alltags mit Überlegungen über das eigene Leben als Ganzes abzustimmen. Dabei braucht man sich von großen Namen wie Aristoteles, Kant oder Wittgenstein nicht schrecken zu lassen. «Nebenbei das Leben zu verstehen» heißt für mich, zu leben und dabei zu überlegen, was man will, was man tun soll, was man weiß – und was für einen wirklich zählt.

Wir wissen, wie wichtig es ist, sich diese Fragen zu stellen. Und wenn eine Frage gestellt werden kann, dann kann sie prinzipiell auch beantwortet werden. Manchmal stecken wir jedoch so tief in unserer Routine, sind so vom Alltag in Beschlag genommen, dass wir nur noch die ewig selben Fragen stellen und uns mechanisch immer dieselben Antworten darauf geben. Das ist besonders dann kontraproduktiv, wenn eine neue Lebensphase eigentlich ein Aufwachen und Umdenken von uns fordert. So entgehen uns offensichtliche Chancen – dabei kann bereits ein kleiner Impuls unsere ganze Sichtweise auf eine Situation verändern. Machen Sie einmal den folgenden kleinen Test: Wie viele Punkte sehen Sie hier?



Falls Sie auf zwei kommen, haben Sie einen Punkt nicht gezählt. Richtig ist, dass es *drei* sind. Und dabei spielen optische Täuschungen keine Rolle. Ich meine auch keine Punkte innerhalb der anderen Punkte, vorstellbare weiße Punkte auf dem weißen Papier oder mathematisch mögliche, unendlich kleine Punkte auf der Seite. Ich meine einen dritten Punkt, der eigentlich sehr offensichtlich ist.

Der dritte Punkt ist der *Doppelpunkt*, der aus den beiden Einzelpunkten besteht. Wenn wir Einzelpunkte und Doppelpunkte als Punkte zählen, dann ist die richtige Antwort «drei». Die Antwort «zwei Punkte» ist übrigens auch richtig – wenn Sie nur Einzelpunkte zulassen. Aber immerhin besteht vieles, mit dem wir täglich zu tun haben, aus mehreren Dingen: Autos oder auch Fußballmannschaften. Und wie über die Banalität des Doppelpunktes kann man häufig darüber stöhnen, dass man etwas nicht erkannt hat, obwohl es eigentlich offensichtlich war.

Sie selbst haben sicherlich schon erlebt, wie erbittert Menschen darüber streiten können, wer von ihnen eine Situation *richtig* beurteilt. Manchmal ist das so, als ob man sich darüber stritte, ob oben zwei oder drei Punkte zu sehen sind – und gar nicht bemerkt, dass man einfach verschiedene Auffassungen darüber hat, was gezählt werden soll.

Bisweilen neigen wir auch dazu, unsere eigene Zählweise für die einzig wahre zu halten, und meinen, unsere Annahmen bewegten sich auf dem Boden unerschütterlicher Tatsachen. Aber fragen Sie sich mal, wie bodenständig Sie wirklich sind. Wie gut kennen Sie z.B. Ihre Sinne, die Ihnen immerhin die Wirklichkeit zutragen? Wie viele Sinne haben Sie? Ihre Antwort lautet vermutlich: fünf. Sie haben als Kind den Ausdruck «die fünf Sinne» gelernt, und dass man am besten «alle fünf Sinne beisammenhaben» solle. Aber haben Sie Ihre Sinne schon einmal gezählt? Glauben Sie mir: Es sind *nicht* fünf.

Vielleicht sind Sie nun schon vorsichtiger geworden und wollen erst einmal genau wissen, was gezählt werden soll. Hier meine Definition: Mit «Sinn» meine ich einen Wahrnehmungskanal Ihres Körpers, wie ein Instrument in einem Cockpit, das Ihnen ein Stück Wirklichkeit vermittelt. Fangen wir an: Sehen – eins. Hören – zwei. Riechen – drei. Schmecken – vier. Fühlen – fünf. Gleichgewicht – sechs. Lage Ihrer Gliedmaßen – sieben.

Magenzustand (Übelkeit) – acht. Nötige Blasen-/Darmentleerung – neun. Ob Sie noch Schmerz als «Sinn für Beschädigung» zählen, überlasse ich Ihnen. Wenn Sie genau sein wollen, können Sie «Fühlen» noch differenzieren, denn Ihre Haut besitzt unterschiedliche Rezeptoren: für die Unterscheidung «heiß – kalt» sowie für die Empfindung von Druck (auch «rau – glatt»). Vielleicht wollen Sie nicht alle Kandidaten gelten lassen, aber seien Sie ehrlich: Weniger als sieben zählen Sie nicht, oder? Und das ganz physiologisch konkret, ohne einen «sechsten Sinn», wie manche ihn in diffusen Ahnungen o.Ä. sehen.

Aber das ist erst der Anfang: Wenn wir uns schon bei etwas so Grundlegendem wie der Anzahl unserer Sinne täuschen, wie sieht es dann mit anderen Annahmen aus? Was wurde Ihnen gegenüber noch alles behauptet? Und was behaupten Sie sich selbst gegenüber? Wofür lohnt es sich angeblich zu leben? Wie kommen Sie angeblich im Leben am besten voran? Was ist angeblich eine «glückliche Beziehung»? Welcher Art von Menschen dürfen Sie angeblich vertrauen? *Was für ein Mensch sind Sie selbst angeblich?*

Weil es auf solche Fragen keine einfachen Antworten gibt, werden wir manchmal ungeduldig oder resignieren und geben uns mit gedanklichen Stereotypen zufrieden.

Und doch kommt es vor, dass wir im Handeln innehalten, besonders, wenn wir mit etwas partout nicht weiterkommen. Wir treten einen Schritt zurück und denken: «Was tue ich hier eigentlich? Ich merke doch, dass es so nicht geht.» Dann suchen wir nach einer anderen Vorgehensweise, nach einer *Lösung*. Es ist eine der menschlichen Stärken, immer neue, bessere Lösungen finden zu können. Gerade weil wir darin so brillant sind, fällt es uns schwer zu akzeptieren, dass es Fälle gibt, in denen uns Effizienz und Optimierung nicht weiterhelfen, sondern nur etwas anderes: ein Umdenken, ein neues Verständnis der Situa-

tion, ein Wandel unserer Einstellung. Und genau dabei kann die Philosophie helfen: Sie ist kein Antwortregister und kein Lehrgebäude, sondern fördert das Erkunden und Entwickeln des eigenen Denkstils. Philosophie, wie ich sie verstehe, ist eine Einladung zum Denken.

Ich würde mich freuen, wenn Sie diese Einladung annähmen und vieles, was Ihnen im Folgenden begegnet, mit Ihren eigenen Überlegungen verbinden und so vielleicht überraschende Zusammenhänge entdecken oder neue Perspektiven gewinnen.

Vielleicht geht es Ihnen auch wie dem Wurm im Apfel auf dem Umschlag: Sie stecken den Kopf aus der Alltagsroutine und fragen sich, ob es noch ein anderes Leben gibt. Gerade wenn im Leben mal etwas fade wird, lohnt es sich, über den Tellerrand zu schauen.

Nicolas Dierks

Mai 2014

Ach, und übrigens: Die «Würmer» in Äpfeln sind gar keine Würmer. Sondern Raupen eines Schmetterlings – des Apfelwicklers.



Selbsterfindung 4.0 – Wie will ich eigentlich leben?

In einer möglichen Zukunft: Die Erde, wie wir sie heute kennen, wurde weitgehend in *Computronium* umgewandelt – in programmierbare Materie. Die Menschen leben überwiegend als *Uploads* im virtuellen Raum, der auch die gesamte Vergangenheit der Menschheit simuliert. Ohne die Bindung an physiologische Körper existieren Menschen auf eine Weise, die für uns schwer vorstellbar ist: Sie spalten ihre Identität auf, legen Backups von sich an und leben als mehrere Kopien gleichzeitig an beliebigen Orten zu beliebigen Zeiten. Die wenigen älteren Menschen mit nur einer körperlichen Existenz haben Mühe, diese Lebensweise noch zu verstehen. Hier ein Ausschnitt aus einem Gespräch des jungen Sadiq mit seiner Großmutter Pamela:

«Über welche Kindheiten würdest du denn gern etwas hören?», fragt er.

«Was meinst du mit Kindheiten?» [...]

«Ich hatte mehrere. Mutter hat immer wieder auf den Reset-Schalter gedrückt, weil sie hoffte, beim nächsten Mal einen besseren Treffer mit mir zu landen.» [...]

«Aber was ... welche Kindheiten – Plural – hast du denn gehabt?»

«Oh, recht viele. [...] Neben diesem Leben hatte ich auch andere, ich musste mich ja nur aufspalten und später wieder zusammenfügen, das lief alles parallel.»

«Hattest du nie Probleme damit zu erkennen, wer du eigentlich bist?» [...]
«Je mehr Personen man darstellt, desto besser weiß man, wer man selbst ist.» (Stross 2010, S. 365)

Dieses Szenario entstammt dem Science-Fiction-Roman *Accelerando* des schottischen Autors Charles Stross. Stross treibt darin ein kulturell-technologisches Phänomen auf die Spitze, das Soziologen und Medientheoretiker schon heute diagnostizieren und das wir alle aus unserem Alltag kennen: die zunehmende kulturelle Beschleunigung. Was geschieht dabei mit uns?

Durch die moderne Technologie sind wir schneller, effizienter und flexibler geworden. Wir sparen gegenüber früheren Verhältnissen unglaublich viel Zeit. Statt uns beim Wäschewaschen stundenlang die Hände rot zu schrubben, unsere Zeit mit Abwaschen zu verbringen und uns auf den Weg in die Stadt zu machen, um die notwendigen Dinge des Lebens einzukaufen, laufen heute gleichzeitig Waschmaschine und Spülmaschine, während wir gemütlich auf dem Sofa mit dem Tablet online shoppen. Diesen Aspekt nennt der Soziologe Hartmut Rosa «Beschleunigung der Handlungsgeschwindigkeit». Für manche von uns hält diese fast religiöse Verheißungen bereit. Die protestantische Arbeitsethik sah hohe Produktivität als Zeichen eines gottgefälligen Lebens. Der davon zehrende Geist des Kapitalismus treibt mit der steigenden Produktivität die zu erwartenden Renditen in den Himmel.

Sie kennen es sicher aus eigener Erfahrung, und wie Ihnen geht es den meisten: Trotz der höheren Handlungsgeschwindigkeit haben wir nicht den Eindruck, mehr Zeit zu haben. Stattdessen wird Zeit immer knapper. Wir müssten eigentlich viel mehr Freizeit haben – aber wir kommen einfach nicht dazu. Veränderte äußere Anforderungen lassen uns nicht zur Ruhe

kommen. Von uns wird heute z.B. erwartet, immer erreichbar zu sein und die ständigen Nachrichten prompt zu beantworten.

Doch haben auch wir selbst uns verändert. Wir geben uns nicht mehr mit einem einzigen Lebensentwurf zufrieden, sondern wägen ständig ab, ob es nicht doch eine bessere Alternative gibt. Philosophen wie auch Sozialwissenschaftler weisen darauf hin, dass diese Entwicklung schwerwiegende Folgen für die menschliche Lebensform haben könnte. Die explodierende Freiheit und Flexibilität hat Schattenseiten: *Veränderungsdruck* und *Verpassensangst*.

Einerseits kommen wir kaum noch zur Ruhe, denn die Anpassung an die neuen Möglichkeiten der Zeitersparnis kostet eine Menge Zeit. Ständig werden Verfahren umgestellt, Updates durchgeführt, Mitarbeiter versetzt, Abteilungen umbenannt und Strukturen umgekrempelt. Daraus entsteht für uns ein kontinuierlicher Anpassungsdruck.

Andererseits leben wir mit der unterschwelligen Angst, etwas zu verpassen. Immer ist uns klar, dass wir etwas anderes machen könnten, unsere kostbare Lebenszeit möglicherweise nicht optimal nutzen oder nicht aus jeder Minute die bestmögliche Erledigungs- oder Erlebnisqualität herauspressen. «Verpassensangst» gehört zum heutigen Lebensgefühl wie selbstverständlich dazu. Stets müssen wir mit einem Auge lauern, ob nicht unversehens die eine große Chance auftaucht. Wenn wir nicht Vollgas geben, wenn wir uns auch nur einen Moment achtlos treiben lassen, dann laufen wir Gefahr, den Anschluss zu verlieren.

Die kulturellen Verhältnisse fordern heute von den Menschen, sich wie Wasser schnell und widerstandslos an rapide Veränderungen anzupassen. Der polnisch-britische Soziologe und Philosoph Zygmund Bauman spricht deshalb von einem «flüssigen Leben»: Wer seine Gewohnheiten nicht schnell genug ablegt, der sei zu schwerfällig. Oberflächlichkeit wird plötzlich

ein Wert, denn wer sich zu ernsthaft auf etwas einlässt, der sammelt nur Ballast. Eindrucksvoll hat der amerikanische Soziologe Richard Sennett diese Kehrseite der vielbeschworenen Flexibilität in *Der flexible Mensch* beschrieben: Auch was Gewohnheiten, Jobs, Kompetenzen und menschliche Beziehungen angeht, leben wir in einer Wegwerf-Gesellschaft – getarnt durch Maximen wie «Flexibilität», «Fit im Alter» und «Lebenslanges Lernen».

Wenn Sie bisweilen einfach nicht alles schaffen oder die Orientierung verlieren, dann liegt das nicht an Ihnen – die komplexen Verhältnisse wachsen uns allen über den Kopf. Den Überblick zu behalten ist heute unmöglich geworden. Dies hat Jürgen Habermas – immer noch der international renommierteste lebende deutsche Philosoph – schon in den 1980er Jahren unter dem Schlagwort der «neuen Unübersichtlichkeit» in die Debatte eingebracht. Manchmal scheint diese Unübersichtlichkeit durchaus kalkuliert. Dass gerade eine unüberschaubare Bürokratie ein «Machtmittel allerersten Ranges» darstellt, hatte bereits der Soziologe Max Weber Anfang des 20. Jahrhunderts erkannt. Geradezu verstörend schilderte auch Franz Kafka in *Der Proceß* die Erfahrung der Machtlosigkeit des unbescholtenen Josef K. gegenüber rätselhaften Verwaltungsstrukturen.

Der französische Medientheoretiker Paul Virilio schreibt in *Der große Beschleuniger*, dass die Geschwindigkeit des technischen Fortschritts uns Menschen nicht nur überfordere, sondern eine echte Gefahr darstelle. Die Mehrzahl der globalen Unglücke hätten heute mit unkontrollierbarer Technologie zu tun – wie der Reaktorunfall von Fukushima oder sekunden-schnelle elektronische Finanzströme, die ganze Volkswirtschaften in den Ruin treiben können. Aber es verändert sich auch, wie jeder Einzelne von uns sein Leben erfährt.

Für viele ist die permanente Umstrukturierung des Lebens

schon eine eigene Lebensweise geworden: Gestresst und überarbeitet versuchen wir die Überfülle moderner Möglichkeiten optimal zu nutzen – getrieben von Verpassensangst. Richard Sennett hat in *Handwerk* beschrieben, wie dadurch gerade jene Langsamkeit und Ruhe verhindert wird, die wir z.B. für eine erfüllende Arbeitsweise bräuchten, für einen liebevollen Perfektionismus. Vor lauter Optimierung wird unser Leben immer leerer und durch ständige Selbsterfindung drohen wir uns selbst zu deformieren.

Stross verleiht dieser Entwicklung in seinem Roman eine Wucht, die schließlich auf die Umwandlung des ganzen Sonnensystems zusteuert. Gleichzeitig erschüttert seine technologische Utopie stillschweigende Annahmen über uns selbst – dass wir nur einen einzigen Körper haben, dass wir sterblich sind, dass die Entscheidung für die eine Lebensweise gleichzeitig die Entscheidung gegen eine andere beinhaltet. Weil Stross' Roman diese Beschränkungen fiktiv aufhebt, werden sie uns umso klarer. Verblüfft sehen wir uns neu vor die großen Fragen des Lebens gestellt: Wie wollen wir leben? Wie gehen wir mit Widersprüchen im Leben um? Wie bleiben wir uns selbst treu?

Wer kennt sie nicht, die Situationen, in denen wir die Zeit nur zu gerne zurückdrehen würden? Wenn wir nachts wach liegen und im Geiste immer wieder jenen Moment umkreisen, in dem sich die ganze Spannung zwischen unserer jetzigen Situation und der verlorenen Möglichkeit zusammenzog, die Sekunde, in der es auf der Kippe stand, in der wir noch anders hätten entscheiden können? Doch die Dramatik der Kindheit, des Erwachsenwerdens, der Partnerschaft, des Berufslebens, der Erziehung der eigenen Kinder und des Älterwerdens liegt darin, dass der Zeitpfeil niemals rückwärts fliegt. Wir können kein Backup von uns erstellen und haben keinen *Reset*-Schalter.

Die Wege unseres Lebens gehen wir unter unsicheren

Bedingungen – wie durch ein Labyrinth. Wir müssen Wege einschlagen, ohne dass wir vorher wissen, ob sie die richtigen sind oder uns in eine Sackgasse führen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns *versuchsweise* auf den nächsten Schritt einzulassen. Von «Lebensexperimenten» sprach der englische Philosoph und Ökonom John Stuart Mill in seiner Schrift *Über die Freiheit* aus dem Jahre 1859. Jeder von uns habe, so Mill, solche Lebensexperimente zu durchlaufen. Welche Lebensweise für uns die richtige ist, wissen wir nicht, bevor wir sie ausprobieren.

Schon der griechische Philosoph Aristoteles verglich in seiner *Nikomachischen Ethik* das Streben nach einem besseren Leben mit dem Lernen eines Handwerks. Um es zu erlernen, müssen wir es *praktizieren*: «Denn was wir erst lernen müssen, um es zu machen (*poiein*), lernen wir, indem wir es machen. Zum Beispiel wird man Baumeister dadurch, dass man baut [...] So werden wir auch gerecht dadurch, dass wir Gerechtes tun [...]» (Aristoteles, 2013, S. 74)

Ein besseres, erfüllteres, glücklicheres Leben erreichen wir demnach nicht in erster Linie durch Belehrung, neue Informationen, neue Erfahrungen oder Technologien. Wir machen uns nicht erst bereit für ein besseres Leben, um es dann irgendwann zu beginnen. Der Weg beginnt direkt damit, dass wir *eine bessere Lebensweise annehmen*.

Gleichwohl irren wir nicht völlig ahnungslos durchs Labyrinth des Lebens. Wir können die Wege zu antizipieren versuchen. Wenn wir über uns nachdenken – z.B., indem wir mögliche Entwicklungen durchspielen, das bekannte Was-wäre-wenn-Spiel betreiben –, dann ist das der Lebensstruktur von Stross' Romanfiguren nicht unähnlich. Wir haben zwar keinen Reset-Schalter, können aber frühere Erfahrungen auf ähnliche Situationen übertragen. Wir können unsere Identität nicht aufteilen wie eine Festplatte, aber uns parallel in verschie-

denen Bereichen entwickeln und zwischen ihnen Ausgleich zu schaffen versuchen. Aber letztlich müssen wir eine Lebensweise *annehmen*, um herauszufinden, was es in einer neuen Konstellation heißt, wir selbst zu sein.

Warum der Wandel unsere zweite Natur ist

Neue Lebensweisen anzunehmen ist anstrengend. Ständig sollen wir reflektieren, uns überprüfen, anpassen und optimieren. Manches Mal sehnen wir uns nach weniger Komplexität – davon künden die zahlreichen Aussteiger-Geschichten und die Popularität von Vereinfachungs-Ratgebern. Gelegentlich beneiden wir sogar Tiere um ihre «einfache Lebensweise» – ohne die Irrungen und Wirrungen von kultureller Existenz und persönlicher Identität. Jedoch: Keine anderen «Meister der Verwandlung» im Tierreich, wie das Chamäleon oder der Kalmar, wären menschlichen Veränderungen gewachsen, denn äußerliche Anpassung ist zu wenig. Wir Menschen vollziehen Wandlungen in unserer gesamten Persönlichkeit und können komplexe Handlungsmuster komplett austauschen. Diese Fähigkeit ist Fluch und Segen zugleich.

Vehikel unserer Verwandlungen ist seit etwa 200 000 Jahren unsere Kultur – «Kultur» im weiten Sinn der ganzen Vielfalt menschlicher Lebensformen: Wie wir sprechen und uns geben, wie wir Nahrung zubereiten und uns kleiden – von Geschichten am Lagerfeuer bis zu den Glasgiganten unserer Millionenstädte, vom Faustkeil bis zum Smartphone.

Je nachdem, wie man Sprache, Kleidung, Werkzeuggebrauch oder Ernährungsgewohnheiten definiert, gehen die Datierungen der Ursprünge menschlicher Kultur auseinander. Doch eine Übereinstimmung herrscht: Als *homo faber*, als menschliche

Hersteller von Dingen, gestalten wir nicht nur unseren Lebensraum um – sondern auch uns selbst.

Wir Menschen haben die besondere Fähigkeit, Gewohnheiten aufzugeben, neue auszubilden und weiterzuentwickeln. Das ist weder ein Kampf gegen die Natur noch eine Befreiung von ihr: Es *ist* unsere Natur. Aristoteles schrieb bereits vor 23 Jahrhunderten von einer «zweiten Natur» des Menschen. Dies erläuterte er am Beispiel der Tugenden – den Gewohnheiten guter Handlungen:

«Hieraus wird auch deutlich, dass keine der Tugenden des Charakters in uns von Natur aus [physei] entsteht. [...] Vielmehr sind wir von Natur aus fähig, sie aufzunehmen, und durch Gewöhnung werden sie vollständig ausgebildet.» (Aristoteles 2013, S. 74)

Ein wichtiger Teil unserer Natur besteht demnach darin, unsere Gewohnheiten zu beeinflussen. Die neuen Gewohnheiten wachsen gewissermaßen in uns hinein, bis sie ein Teil von uns sind. Auch bei Cicero, dem großen römischen Anreger des Humanismus, hieß es: «Die Gewohnheit ist sozusagen eine zweite Natur.»

Als Sprachwesen haben wir überlegene kognitive Werkzeuge, um uns zu unseren Gewohnheiten zu verhalten. Wir denken über unsere aktuelle Situation hinaus weit in die Zukunft, planen langfristige Strategien und streben sogar das Ideal eines guten Lebens an (was auch immer wir darunter verstehen). Als «selbstinterpretierende Tiere», wie der kanadische Philosoph Charles Taylor uns charakterisiert, bewerten wir, ob unsere Entwicklung zum Besseren oder Schlechteren verläuft. Auf diesen Zusammenhang zwischen Gewohnheiten und der Suche nach einem besseren Leben führt schon die Verbindung des Wortes «Ethik» mit dem griechischen Wort *ethos* für «Gewohnheit».